



Roman Heiligenthal

Todernstes Spiel

Bernauer St.

Für Ulrike

Roman Heiligenthal, geb. 1953, wuchs in Bonn auf. Er studierte ev. Theologie und Politikwissenschaften in Bonn und Heidelberg. Nach beruflichen Stationen in Bonn, Mannheim, Heidelberg und Freiburg wurde er 1993 zum Professor an die Universität Koblenz-Landau berufen. 2005 wurde er zum Universitätspräsidenten gewählt. Seit 2017 lebt er in Berlin als freier Autor im Ruhestand.

*Dieses Buch erhebt keinen Faktizitätsanspruch.
Außer historischen Personen sind alle Handlungen und
Personen in diesem Buch frei erfunden. Ähnlichkeiten mit
lebenden Personen sind rein zufällig. Die beschriebenen
Begebenheiten, Gedanken und Dialoge sind fiktiv.*

Inhalt

Das Kleeblatt

Anna

Cumberland House

Die antifa-Gruppe Berlin-Pankow

Selbstmord eines Staatssekretärs

Spurensuche und Neubeginn

Wiedersehen mit Max

Karin

Oderbergerstrasse 21

Oberkriminalrat Heribert Werres

Anna arbeitet für die Organisation

Stuttgarter Platz

Sophienkirche/Spandauer Vorstadt

Operation Marder

Normannenstrasse

Zur letzten Instanz

Heribert Werres' grosser Auftritt

Besprechung in Köln ein halbes Jahr später

Das Netz „Weinmeister“ löst sich auf
Max Feller fasst einen Entschluss
Karin taucht unter
Max Feller setzt sich ab
Aufregung im Amt
Roswitha Karbach erhält Besuch
Harry Klein erhält eine Nachricht
Flucht aus Ostberlin
Epilog
Danksagung

Das Kleeblatt

Berlin, 10. November 1938

Seit dem frühen Morgen tönte der rheinische Singsang des Reichspropagandaministers aus dem Volksempfänger: „Von weiteren Demonstrationen des Volkszorns und Vergeltungsaktionen gegen jüdische Volksschädlinge ist ab sofort abzusehen.“ „Was soll dies Gebrüll?“, fragte Max Feller seine Mutter, die ihm gegenüber an dem kleinen Tisch in der Wohnküche beim Frühstück saß. Seit ihr Mann vor zehn Jahren im Einsatz als Polizist auf dem Bülowplatz erschossen wurde, trug sie Schwarz. Max fiel das schon lange nicht mehr auf. In den Straßen Berlins gab es so viele Frauen, die Schwarz trugen. Er war müde. Die halbe Nacht hatte er Lateinvokabeln wiederholt. Mit den Klassenarbeiten, die Dr. Brück schreiben ließ, war nicht zu spaßen.

„Beim Bäcker wurde erzählt, im Scheunenviertel hätten SA-Trupps jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert und verwüstet. Angeblich aus Wut über das Attentat, das dieser jüdische Emigrant Herschel Grynszpan auf einen Legationssekretär in unserer Pariser Botschaft verübt hatte. Der Diplomat ist inzwischen wohl gestorben“, berichtete seine Mutter. „Was sind das bloß für verkommene Menschen!“ Max sprang mit einem Satz vom Küchentisch auf. „Ich muss vor der Schule unbedingt bei Anna vorbei. Hoffentlich ist dort nichts passiert.“ Max schnappte seine Schultasche, küsste seine Mutter auf die Wange und stürzte das Treppenhaus hinunter.

Als Max in vollem Tempo in die Oranienburger Straße stürmte, sah er schon den Menschaufmarsch vor dem Gründerzeithaus, in dem Annas Familie wohnte. Er lehnte sein Fahrrad an die Hauswand, klemmte die Schultasche unter den Arm und drängte sich durch die stumm dastehende Menschenmenge ins Treppenhaus. Rasch stieg er die Stufen bis zum zweiten Stockwerk hoch und sah gleich die Buntglasscheiben der Wohnungstür in Scherben auf dem Treppenabsatz, das grün lackierte Holz des Türrahmens zersplittert, der Türknauf herausgerissen. Die Tür oder das, was von ihr übrig geblieben war, stand einen Spalt weit auf. Ohne zu klopfen, drückte Max sie auf und betrat den breiten Eingangsflur, der in das große Wohnzimmer führte, in dem Anna und er manchmal allein gesessen und heimlich Cognac getrunken hatten. „Hallo? Frau Wolff? Anna?“ Keine Antwort. Zögernd ging er ein paar Schritte auf die angelehnte Wohnzimmertür zu. Unter seinen Füßen knirschte es. Erschrocken blieb Max stehen und erkannte, dass die Porzellanscherben auf dem Boden zu dem Meißner Teeservice gehörten, das Frau Wolff nur an Festtagen auf den Tisch zu stellen pflegte. Was war hier geschehen? Max öffnete vorsichtig die Tür zum Wohnzimmer und erschrak noch mehr. Mit aufgelöstem Haar saß Annas Mutter auf einem Stuhl, dessen Korbgeflecht in Fetzen herunterhing. Ihr Gesicht war bleich, die Gesichtszüge völlig ausdruckslos. Vorhänge und Gardinen waren heruntergerissen; die Polster der Sessel aufgeschlitzt, der Wohnzimmertisch lag mit abgebrochenen Beinen in einer Zimmerecke, auf dem Boden zerstreut Scherben, Bücher, Papiere ...

Anna stand mit verweintem Gesicht vor dem großen Bücherregal. Sie hielt zwei Bücher in den Händen, die sie mit einer fahrigen Bewegung zurückstellte. Sie hatte begonnen, die Bücher, die in wüsten Haufen auf dem Boden lagen, wieder einzuräumen. Max starrte auf die Ausgaben von Goethe, Schiller und Heine, die lateinischen und

griechischen Klassiker, die Kunstbände. Über dem Bücherberg hing ein unangenehmer Geruch, der Max an die uralten Toiletten seiner Schule erinnerte. Es musste jemand auf die Bücher uriniert haben, schoss es ihm durch den Kopf.

„Anna, was ist passiert?“ Seine Stimme klang anders als sonst. So, als hätte er einen riesigen Kloß im Hals, an dem die Worte vorbeigequetscht werden mussten. Was war mit seiner Stimme los? Was war mit Anna los? Warum sagte sie nichts?

Anna begann wieder zu weinen. „Gegen Morgen sind SA-Männer in die Wohnung eingedrungen. Sie haben die Tür aufgetreten und uns aus den Betten geworfen. Widerlich brutale und besoffene Typen. Und dann ... du siehst es doch selbst! Sie haben alles verwüstet und mitgenommen, was sie brauchen konnten: Geld, Schmuck, das komplette Tafelsilber ... Max, sie haben meinen Vater verprügelt und die Schnapsflaschen leergesoffen. Dann pissten sie alles voll und verschwanden.“

Max stellte seine Schultasche auf den Boden und setzte sich vorsichtig auf den aufgeschlitzten Sessel. „Wo ist dein Vater?“, fragte er. Justizrat Wolff war einer der angesehensten Richter am Berliner Kammergericht, bevor er aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums aus dem Justizdienst entlassen wurde. Seither verteidigte er mit großem Mut und immer weniger Erfolg Juden und politisch Verfolgte vor dem Kriminalgericht in Moabit gegen staatliches Unrecht. „Er ist kurz nach sieben zum britischen Konsulat gegangen. Er will sich dort um Einreisevisa nach England bemühen. Frühere Kontakte und heimliche Fürsprecher könnten meinem Vater behilflich sein.“ „Ihr wollt auswandern, fort von Berlin?“ „Mensch, Max, sollen wir hierbleiben und geduldig darauf warten, bis wir eines Tages totgeschlagen werden?“ Anna schrie jetzt. Sie war nicht nur erschrocken und verstört, sondern auch voller Wut. „Sieh es ein, Max, in unserem glorreichen Dritten Reich ist kein Platz mehr für Juden!“

„Wir haben viel zu lange gewartet“, sagte plötzlich Frau Wolff mit leiser, heiserer Stimme. Max drehte sich zu ihr um. Sie hatte eine gerahmte Fotografie auf dem Schoß, welche sie unablässig wie ein Kind streichelte. Max kannte das Bild. Es war ein Foto von Annas Bruder, der als kleiner Junge an Tuberkulose gestorben war. Es hatte seinen Platz auf dem kleinen Tisch am Fenster gehabt und war wie durch ein Wunder heil geblieben. Max dachte an den Grabstein, der auf dem jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee auf dem Grab der Familie Wolff stand und auf dessen Kante Anna an besonderen Tagen einen kleinen Stein legte. „Geh jetzt besser. Du musst in die Schule und wir wollen anfangen zu packen. Es kann jetzt alles sehr schnell gehen.“

Max stand langsam auf, nahm seine Schultasche und sah sich zu Anna um. Ihm fiel nichts ein, kein Satz, der Zuversicht, Trost oder Hoffnung ausdrücken könnte. Vorsichtig ging er durch die Scherben zur Tür. Niemand hielt ihn zurück, aber er drehte sich noch einmal zu Anna und sagte:

„Treffen wir uns heute Nachmittag?“ „Ich versuche zu kommen“, versprach Anna. „Mal sehen, was mein Vater im Konsulat herausbekommen hat. Ich weiß auch nicht, ob ich meine Mutter allein lassen kann. Aber ich werde es auf jeden Fall versuchen. Jetzt geh!“

Als er an der Wohnungstür stand, kam ihm Anna nachgelaufen. „Wart noch einen Augenblick. Hier, nimm das Buch.“ Es war die zweisprachige Tusculum-Ausgabe von Sapphos Gedichten. Als Hitler im März 1936 das entmilitarisierte Rheinland besetzen ließ, hatte Dr. Brück am nächsten Morgen ein altgriechisches Gedicht an die Tafel geschrieben. „Versucht euch bis morgen mal an einer Übersetzung. Sappho, siebtes Jahrhundert vor Christus. Ihr werdet euch wundern, wie aktuell das sein kann.“ Mit dem Übersetzen war Max nicht weit gekommen. Er war in Griechisch keine Leuchte. Als er später Anna besuchte und ihr von seiner Hausaufgabe erzählte, hatte sie nur gegrinst

und zog aus dem Bücherregal ihres Vaters ein Bändchen. „Hier, schreib's ab. Es war die zweisprachige Ausgabe der Sappho-Gedichte, die er nun wieder in den Händen hielt. Gemeinsam hatten sie schnell den griechischen Text gefunden und die deutsche Übersetzung gelesen:

„Manche sagen Reiterheere, andere Fußvolk, wieder andere Schiffe seien auf dunkler Erde hier das Schönste, für mich aber ist das Schönste, wonach man trachtet, die Liebe.“

„Das Schönste, wonach man trachtet, ist die Liebe.“ Anna flüsterte die Worte Sapphos, schaute Max in die Augen, streichelte sein Gesicht und küsste ihn leidenschaftlich. Er stand vielleicht zum letzten Mal in Annas Haustür, steckte das Buch mit den Sappho-Gedichten in seine Schultasche und lief die Treppen zu seinem Fahrrad herunter.

Als er aus dem Haus in der Oranienburger kam, sah er schon von weitem den Qualm, der aus der Neuen Synagoge hervorquoll. Ein grüner offener Mannschaftswagen blockierte die Straßenbahngleise. Aus der Menge ragten die schwarz glänzenden Tschakos der Schupos heraus. Max beschleunigte sein Tempo. Vor den drei Rundbögen des Haupteingangs der Synagoge standen Spritzenwagen der Feuerwehr, dicke Hanfschläuche führten ins Innere, Kommandos ertönten. Es wurde gelöscht. Max liebte den im maurischen Stil errichteten Bau mit seiner goldglänzenden Kuppel. „Zum Glück wird wenigstens gelöscht“, dachte er flüchtig. Aber dann krampfte schon wieder sein Magen: Wie lange würde er noch mit Anna zusammen sein? Als er Richtung Schule strampelte, merkte er, dass er genau wie eben noch Anna weinte.

Prälat Dr. Grüber betrat das Klassenzimmer der Unterprima des Heinrich-Schliemann-Gymnasiums in der Gleimstraße mit versteinertem Gesicht. „Setzt euch bitte“, sagte er mit tonloser Stimme. Erste Stunde Reli bei Dr. Grüber. Die Jungs mochten seinen scharfen Verstand und

seine leise Ironie. Dr. Grüber nahm seine abgegriffene Bibel in die Hand und begann ohne weitere Vorrede:

„Ihr habt heute Morgen gesehen, wie Synagogen brannten. Gotteshäuser, die anderen heilig sind, wurden ungestraft niedergebrannt. Eigentum unserer jüdischen Mitbürger wurde geraubt und zerstört. Man hört, dass Männer misshandelt und fortgeschleppt wurden, nur weil sie jüdischen Glaubens sind. Nur wenige hatten den Mut zu protestieren oder gar einzuschreiten.“

Siebzehn Schüler starrten auf ihre Pultplatten, als Dr. Grüber leise fortfuhr:

„Wir haben in unseren Religionsstunden viel darüber gesprochen, was uns Christentum bedeuten könnte. Ihr seid tapfere, mutige junge Menschen. Davon bin ich überzeugt. Liebe und Mitmenschlichkeit wird deshalb euer Tun leiten, auch in diesen Zeiten.“

Dr. Grüber setzte sich hinter seinen Pult und schwieg. Keiner der Unterprimaner wagte, etwas zu sagen. Zu bedrückend wirkten die wenigen Worte. Plötzlich sprang Fritz Kasulke aus der Bank und brüllte mit hochrotem Kopf: „Judenknecht!“ Stille. Dann versetzte Max ihm eine Backpfeife, die sich gewaschen hatte. Fritz sank in seine Bank und fing an vor Wut und Schmerz zu heulen. Niemand rührte sich, bis Dr. Grüber sagte: „Wir fahren fort in der Lektüre von Luthers ‚Die Freiheit eines Christenmenschen‘.“

Es war die letzte Religionsstunde, die Dr. Grüber am Heinrich-Schliemann-Gymnasium gehalten hatte. Wochen später hörten die Unterprimaner, dass er wegen volksfeindlicher Hetze angezeigt und für kurze Zeit in Schutzhaft genommen wurde. Offiziell wurde darüber in der Schule genauso wenig gesprochen wie über den Verweis der jüdischen Schüler vom Gymnasium nur wenige Tage nach dem Novemberpogrom.

Anna Wolff, Max Feller und Harry Klein kannten sich, seit sie gemeinsam den Kindergarten in der Sophienstraße besucht hatten. Max und Harry waren auf dem Schliemann-

Gymnasium in der derselben Klasse, während Anna das Gymnasium am Grauen Kloster besuchte. Mädchen wurde dort seit 1923 unterrichtet, allerdings ausschließlich von Lehrerinnen, was Anna immer ein wenig gestört hatte. „Weiberladen“, sagte sie häufig.

Harry war stolz, ein Sohn der Arbeiterklasse zu sein. Er war in seiner Klasse der einzige Schüler aus einfachen Verhältnissen. Sein Vater war U-Bahner und fuhr, wie Harry mit einem hintsinnigen Unterton öfters betonte, auf der „roten Linie“ zwischen Alexanderplatz und Krumme Lanke.

Während der großen Pause nach der Religionsstunde verdrückten sich Max und Harry hinter ein Gebüsch am Rande des Sportplatzes. Dort waren sie ungestört und konnten heimlich rauchen. „Harry, ich war heute Morgen bei Anna. Sie haben ihre Wohnung verwüstet, ihren Vater verprügelt und alles Wertvolle geklaut.“ Hastig zog Max an seiner Eckstein und seine Stimme begann zu zittern. „Harry, sie wollen so schnell wie möglich ausreisen, die ganze Familie, auch Anna.“

Harry blieb merkwürdig ruhig. „Max, sie haben doch keine andere Chance. Sollen sie sich von den braunen Horden totschiagen lassen? Wir müssen Anna ein neues glückliches Leben wünschen.“ Und plötzlich brach Harrys Stimme. „Wir beide müssen hoffen, sie in besseren Zeiten einmal wiederzusehen.“

Vom Schulhof schrillte die Pausenglocke herüber. Dr. Brücks Lateinklassenarbeit stand bevor. „Hoffentlich kommt sie heute in die ‚Scheunenklause‘, Harry.“ „Sie wird kommen. Da bin ich ganz sicher“, antwortete Harry und drückte sich vorsichtig durch das Gebüsch, um nicht von der Hofaufsicht erwischt zu werden.

Harry stieg am Horst-Wessel-Platz aus der U-Bahn, trabte am „Babylon“ und der „Volksbühne“ vorbei, um in die Grenadierstraße einzubiegen. Als Zwölfjähriger hatte er hier die letzte große Demonstration gegen die Machtergreifung durch die Nazis miterlebt. Damals hieß der Platz noch

Bülowplatz. Ernst Thälmann und sein Zentralkomitee residierten bis 1933 im Parteihaus der KPD gegenüber der „Volksbühne“.

In der Grenadierstraße war wie immer kaum ein Durchkommen. „Hier im Scheunenviertel ist es auch nach fünf Jahren Nazi Herrschaft noch immer so, wie es Alfred Döblin beschrieben hatte“, dachte Harry:

„Der Bülowplatz trägt die pompöse Volksbühne, umringt ist er von wüsten Lagerplätzen für Alteisen, Schienen. Sehr lebhafter Wagenverkehr; es wimmelt von Menschen. Und immer ‚Gelegenheitskäufe‘, Tuchläden, Uhrmachersgeschäfte, Stiegel. – Links die Grenadierstraße, hier scheint ein Dauerlauf zu sein. Der Damm ist von Menschen besetzt, sie kommen und gehen aus den winkligen, uralten Häusern. Das ist ein ganz östliches Quartier, das gutturale Jiddisch dominiert. Die Läden tragen hebräische Inschriften ... Jüdische Fleischereien, Handwerksstuben, Buchläden. Das bewegt sich in unaufhörlicher Unruhe, blickt aus den Fenstern, ruft, bildet Gruppen und tuschelt in finsternen Hausfluren.“

Kleine Kneipen und Gasthäuser reihten sich aneinander. Man betrat sie über ausgetretene Steinstufen, schmutzig und eng. Die zahlreichen Bettler waren mittlerweile verschwunden, auch Lewins Schallplattenladen, in dem man so herrlich nach seltenen Jazzplatten wühlen konnte, gab es nicht mehr. Mitten in diesem Gewirr lag die „Scheunenklause“, von allen nur „Scheune“ genannt, eine Mischung aus Bierhalle, Kaffeehaus und billigem Gasthaus. In den zwanziger Jahren traf sich hier die Unterwelt des Scheunenviertels und man erzählt sich noch immer, dass Fritz Lang nach dem Genuss einiger Biere und vieler Klarer hier auf die Idee kam, einen Film mit dem Titel „M. Eine Stadt sucht einen Mörder“ zu drehen. Zumindest soff sich in der „Scheunenklause“ Peter Lorre fast zu Tode. Warum sich Anna, Max und Harry regelmäßig dort trafen, wissen sie selbst nicht mehr. Wahrscheinlich hat Harry die Kaschemme